Region

Darf er jetzt auch in der Kaserne missionieren?

Studen Armeeseelsorger wäre der Studener EVP-Gemeinderat Stefan Gerber gerne schon in jungen Jahren geworden. Damals ist er abgeblitzt, jetzt hat es geklappt.

Beat Kuhn

Innert drei Wochen zum Hauptmann: In seinem Kirchenraum zeigt Pfarrer Stefan Gerber im Kampfanzug Urkunde, Dienstbüchlein und Achselpatten. CAROLE LAUENER

Normalerweise gibt es eine Medienmitteilung, wenn Offiziere aus der Region befördert worden sind. Bei Stefan Gerber aus Studen war es anders: Er machte dies via Facebook selber bekannt und postete auch gleich mehrere Fotos von sich in Uniform – er ist also stolz darauf. Gerber ist indes kein regulärer Hauptmann, der eine Kompanie befehligt, sondern einer, der Rekruten und Soldaten bei Problemen beisteht: Er ist Armeeseelsorger. In seinem Fall spricht man an sich auch nicht von einer Beförderung, sondern von der «Ernennung zum Hauptmann Armeeseelsorge».

Die seelsorgerliche und theologische Kompetenz, welche die Voraussetzung für diese Funktion ist, hat Gerber, weil er beruflich als Pfarrer der kirchlichen Gemeinschaft Gospel Movement Seeland (GMS) in Studen tätig ist. Als diese vor 22 Jahren gegründet wurde, gehörte sie noch zur Freikirche Evangelisches Gemeinschaftswerk (EGW). Vor drei Jahren hat die GMS dann zur Evangelisch-methodistischen Kirche (EMK) gewechselt – beim EGW war sie von Anfang an ein befristetes Projekt gewesen. Öffentlich bekannt ist Gerber wegen seiner anderen freiwilligen Verpflichtung im Dienste des Landes: Er sitzt als Vertreter von SPplus! und EVP im Gemeinderat. Dort ist das EVP-Mitglied für das Ressort Bildung zuständig und Vizegemeindepräsident.

In jungen Jahren abgeblitzt

Der 47-Jährige wäre gerne schon in jungen Jahren Feldprediger geworden, wie man die Funktion bis 2003 nannte. Doch als damaliger Pfarrer des freikirchlichen EGW durfte er das nicht werden. Stattdessen wurde er Büroordonnanz bei den Sanitätstruppen. Wäre er schon damals bei der EMK angestellt gewesen, wäre das hingegen möglich gewesen, weil diese nicht nur dem Verband der Freikirchen, sondern auch jenem der reformierten Landeskirche angeschlossen ist (siehe Infobox). Als er dann in einer Zeitschrift las, dass ab 2020 auch Pfarrer von Freikirchen zugelassen würden, wurde sein Wunsch von damals wieder wach, und er bewarb sich.

Die Öffnung bei den Zulassungsbedingungen hat laut Gerber damit zu tun, dass die religiöse Betreuung in der Armee früher ein Angebot der reformierten und der katholischen Landeskirche gewesen sei. Heute dagegen sei dies ein Angebot der Armee, und die sei nicht an eine bestimmte Kirche gebunden. Seit diesem Jahr werden auch Vertreter des Judentums und des Islams akzeptiert (siehe unten).

Gemeldet hat sich Gerber auch, weil es einen Mangel an Armeeseelsorgern gibt – was vor allem durch die Pandemie spürbar geworden sei. Generell gebe es im Militär kaum noch Sonntagsgottesdienste, weil fast niemand mehr übers Wochenende Dienst tun müsse. Wegen Corona seien Urlaube aber zeitweise stark eingeschränkt oder sogar ganz gestrichen worden, um die Ansteckungsgefahr soweit wie möglich zu verringern. Dann sei am Sonntag jede Abwechslung willkommen gewesen, selbst Gottesdienste. Wobei Gerber lieber von «gottesdienstähnlichen Feiern» spricht. Denn diese müssen so gestaltet werden, dass sich auch Teilnehmer angesprochen fühlen, welche die Religionszugehörigkeit des Armeeseelsorgers nicht teilen. Missionieren sei den Armeeseelsorgern im Übrigen strengstens verboten. «Allerdings müssen wir unsere Wurzeln auch nicht verleugnen.»

Auch für private Probleme da

Eigene Erfahrungen hat Gerber zwar noch nicht machen können, weil er erst nächstes Jahr einem Truppenverband zugewiesen und dann eingesetzt wird. Doch hat er schon in der dreiwöchigen Ausbildung vermittelt bekommen, was ihn da so erwartet. Der Lehrgang von Ende April bis Mitte Mai in Luzern war der erste, bei dem die neue Regelung galt. Und so waren unter den 29 Teilnehmenden auch ein Vorbeter und ein Schulleiter aus dem Judentum sowie ein Imam. Für Gerber war dieser interreligiöse Dialog eine wohltuende Bereicherung, wie er betont.

Beigezogen werde man als Seelsorger primär bei ganz praktischen Problemen wie zum Beispiel dem, dass ein Rekrut oder Soldat nicht im Massenlager schlafen könne. Auch bei privaten Sorgen, die man ja in den Dienst mitschleppe, werde man um Rat gefragt, etwa wenn man «Chnorz» mit der Freundin oder Angst um den Arbeitsplatz habe. Wobei die Armee auch einen psychologischen Dienst und einen Sozialdienst inklusive Schuldenberatung habe. Religiöse Gespräche seien dagegen eher selten.

Es stört Gerber aber nicht, wenn es weniger um Gott als vielmehr um die Welt geht. «Ich bin einfach extrem an Menschen interessiert und begleite sie auch gerne.» Ein Armeeseelsorger solle in Beratungsgesprächen nicht möglichst viele gut gemeinte Ratschläge geben, sondern vor allem «zuhören und die richtigen Rückfragen stellen», findet er. Gut gefallen hat ihm die Aussage einer Referentin im Lehrgang, wonach Armeeseelsorger «Anwälte der Hoffnung» sein sollen.

Wichtige Bezugspersonen für die Armeeseelsorger seien die Offiziere, so Gerber. Erstens wüssten sie auch von den Problemen jener Untergebenen, die damit nicht zum Armeeseelsorger kämen, und zweitens seien vielleicht auch sie mal froh um Unterstützung im menschlichen Bereich. Damit der Austausch mit den Offizieren dann auf Augenhöhe erfolge, findet es Gerber auch richtig, dass Armeeseelsorger ebenfalls Offiziersstatus haben.

Zur Gretchenfrage, wie er denn zur Homosexualität stehe, die von Freikirchen traditionellerweise abgelehnt wird, meint Gerber: «Da habe ich im Laufe der Jahre einen Weg gemacht – wie ja die ganze Gesellschaft – und kann sie heute mit meinem Glauben vereinbaren.»

Neu auch Juden und Muslime

Bis 2019 wurden Militärgeistliche in der reformierten sowie der römisch-katholischen und christkatholischen Landeskirche rekrutiert. Seit 2020 sind auch Freikirchler zugelassen, seit diesem Jahr Juden und Muslime. Die jetzige religiöse Öffnung erfolge in erster Linie aufgrund der religiösen Diversität in der Gesellschaft und damit in der Armee, sagt Samuel J. Schmid, Chef Armeeseelsorge, aber auch, weil Personalmangel bestehe, wie er einräumt. Aktuell beträgt der Bestand 157 Männer und 14 Frauen – 2001 wurde die erste Feldpredigerin ernannt. Trotz Säkularisierung sei in der Armee Gesprächsbedarf vorhanden, so Schmid. Dabei würden viele Fälle das zivile Leben betreffen. Wie bisher seien alle Armeeseelsorgenden für alle Armeeangehörigen zuständig, auch für die nicht-religiösen. Missionieren sei dabei ein No-Go. Dass dies nicht vorkomme, stelle man mit einem Controlling sicher.

Wer zur Armeeseelsorge zugelassen werden will, muss eine abgeschlossene Rekrutenschule vorweisen oder einen dreiwöchigen Schnellkurs in militärischer Grundausbildung absolvieren. Zudem muss er über seelsorgerliche und theologische Kompetenz sowie eine zivile Ausbildung verfügen. Damit die religiöse Verankerung sichergestellt ist, muss man von seiner Religionsgemeinschaft vorgeschlagen werden. Zudem wird geprüft, ob man die Werte der Armeeseelsorge wie Offenheit und Respekt vertritt, etwa punkto Homosexualität. Wer genommen wird, muss eine dreiwöchige Fachausbildung der Armeeseelsorge durchlaufen und dann pro Jahr mindestens zehn Diensttage leisten. Die religiöse Öffnung wird sich auch auf die Kennzeichnung dieses Dienstzweiges auswirken. So soll das Abzeichen, bisher ein christliches Kreuz, entsprechend angepasst werden. *bk*

Methodisten: Sonderfall unter den Freikirchen

Die **Evangelisch-methodistische Kirche in der Schweiz (EMK)** ist ein Sonderfall: Einerseits gehört sie dem **Verband Evangelischer Freikirchen und Gemeinden** in der Schweiz an, andererseits der **Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS)**. Zwei Jahre nachdem sich die reformierten Kantonalkirchen 1920 national zusammengeschlossen hatten, traten 1922 auch die Methodisten bei, also **vor 100 Jahren**. Dies wurde Mitte Juni an einer Zusammenkunft der EKS in Sion gefeiert. Als heute einzige Freikirche in der EKS sei die EMK «immer eine etwas exotische Mitgliedskirche geblieben», heisst es dazu auf der Website der EMK. Einen exotischen Einschlag hatte auch die Feier. An dem **reformierten Treffen** war nämlich auch ein **Bischof** zugegen: der unter anderem für die Schweiz zuständige EMK-Bischof Patrick Philipp Streiff, der in **Biel** wohnt. *bk*

In alten Zeiten von grosser Bedeutung

In früheren Jahrhunderten galt der Ausgang einer Schlacht als Gottesurteil. Aus diesem Grund hatten die Eidgenossen immer schon Militärgeistliche in ihren Reihen, die entsprechend von noch weit grösserer Bedeutung für die Truppen waren als die heutigen Armeeseelsorgenden. Ab 1858 bezeichnete man die vormaligen Feldgeistlichen beider Konfessionen als Feldprediger, und ab 1883 hatten diese Hauptmannsrang.

1894 wurde die Feldpredigergesellschaft gegründet. Diese sollte dem Erfahrungsaustausch, der Weiterbildung und dem Abbau konfessioneller Schranken dienen. Der Militärhistoriker Hans Rudolf Fuhrer glaubt, dass es an der Gründungsversammlung in Baden wohl seit dem 16. Jahrhundert das erste Mal gewesen sei, «dass sich reformierte und katholische Geistliche zu einem gemeinsamen Treffen zusammenfanden». Für den ehemaligen Oberst kommt «die Integrationskraft der schweizerischen Armee hier besonders deutlich zum Ausdruck».

Man kann es sich heute gar nicht mehr vorstellen, aber die konfessionelle Spaltung der Eidgenossenschaft führte immer immer wieder zu Zerreissproben: Die beiden Kappelerkriege von 1529 und 1531 im Züribiet waren die beiden ersten konfessionellen Religionskriege im Land. Die beiden Villmergerkriege (1656 und 1712) im Aargau hatten ebenfalls diesen Hintergrund. Und auch im Sonderbundskrieg vom November 1847, dem letzten Krieg auf Schweizer Boden, verlief die Front zwischen den Konfessionen. Er endete mit dem Sieg der liberalen Kantone über die konservativen, die gegen die Umwandlung des damaligen losen Staatenbundes in einen Bundesstaat waren. Damit war der Weg frei zur Gründung des Schweizer Bundesstaates von 1848. *bk*